IV. Jahr Heft 7

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die Tat / Georg Trakl: Gedichte / Wilh. Schmidtbonn: Legenden / Theodor Däubler: Gefahr / L. E. Tesar: Gedanken / Carl Dallago: Die Trenkwalder / Georg Trakl: Winternacht / Vorlesung von Robert Michel und Georg Trakl / Max von Esterle: Karikaturenfolge 71 (Robert Michel)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 he. vorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. Jänner 1914 Heft 7

Carl Dallago / Die Tat

(Eine Umschau vom Gebirge her)

Es ist bezeichnend für unsre Zeit, die vor lauter Tun zu keiner Tat kommt, daß sich eine Zeitschrift, die mit Ideen vollgestopft ist, „Die Tat" nennt. Vor ihrem Probeheft ist mir fast bange geworden. Mit Ausnahme von Paul de Lagarde, dessen „Gedanken" diesem tätlichen Ideenchaos eigentlich gegen den Strich gehen müßten, wenn sie befolgt würden, ist nichts da, dem bessere Bedeutung zukäme. Das Beste noch bringt das Kleingedruckte der „Umschau". Hier ordnet wohl auch der weniger tätlich gesinnte der beiden Herausgeber, der sich im übrigen mehr zu fügen hat. Denn die entscheidende Führung der Zeitschrift scheint sich ihr Verleger Eugen Diederichs vorzubehalten.

Von ihm und seinem Begünstigten Ernst Horneffer erhält „Die Tat" wohl die Farbe, und diese ist heute „sozialreligiös". Es scheint, als hätten sich die Mitarbeiter diesem Farbenspiel unterzuordnen. Es gelingt ihnen auch so ziemlich; nur Lagarde eignet sich, seinen „Gedanken" nach, nicht gut hiefür, was jedoch nicht bemerkt wird oder nicht bemerkt werden will.

Wohl im Bestreben, Farbe zu bekennen, schließt ein Aufsatz über Ernst Lissauer, der wie versalzne Suppe schmeckt, mit der sozialen Wendung: „Nicht mehr die aristokratische Ideologie: ‚Der Einzelne über der Masse' — das demokratische Ideal: ‚Der Einzelne und die Masse' ist Ziel und Losung. Hoc in signo vincemus."

Und Ernst Lissauer selbst, dem Napoleon „ganz und gar Vernunft" ist, und der überhaupt schweres nationales Geschütz aufführt, ohne es in ein Treffen zu bringen, meint zwar sehr richtig: daß man „gegenüber der mechanischen Internationalisierung die natürlichen nationalen Formen ebenso zu verteidigen haben werde wie sie einst gegen den Kosmopolitismus Napoleons verteidigt werden mußten." Nur lernt man aus seinen Aussagen diese natürlichen nationalen Formen noch immer nicht genügend kennen. Desto mehr aber drängen sich einem die gemachten nationalen Formen auf, die sich in den Artikeln der Herren Jean Paul d'Ardeschah, Ernst Horneffer und Eugen Diederichs als „sozial-religiöse" Tat und für deutsche Kultur kundtun.

Wenn ich im Folgenden vor diesen Kundgebungen verweile, ist es, weil mir der Verleger Eugen Diederichs von den bekannten deutschen Verlegern der uneigennützigste schien, weil er bereits vortreffliche religiöse und kulturelle Werke verlegt hat, und es mir völlig ungereimt scheint, daß einer, der für Religion und Kultur tieferes Verständnis bewies (was man wenigstens den verlegten Werken nach annehmen möchte), noch glauben kann, daß sich auf so gröbliche soziale Weise von außen her gleichsam eine deutsche Religion und Kultur neu schaffen lasse. Und den Herren Brüder Horneffer dabei noch eine führende Stellung zutraut; gewissermaßen eine Fortsetzung Nietzsches ins Religiös-Soziale.

Zur Zeit, als es darauf ankam, waren sie alle keine Freunde Nietzsches, wenn sie jetzt auch das wenige Gute, das sie sagen, ihm entlehnen. Herr Diederichs schien bereits auf Abwege geraten, als er „Overbeck und Nietzsche" verlegte. Nun will er einen „deutschen Volksrat", um den Deutschen aufzuhelfen, nachdem er indirekt mitgeholfen hat, einen größten schöpferischen Menschen der Deutschen herunterzumachen. Er denkt nun: „. . . Die Männer, die

zur Führung des Volkes am meisten berufen sind, nämlich seine schöpferischen Kräfte brauchen eine Vertretung, von der aus sie auch ‚gehört' werden. Sie noch länger zurückdrängen, bedeutet Schädigung des Volkskapitals, bedeutet Herrschaft der Zivilisation und nicht der Kultur." Denkt hier also genau Nietzsche nach, der indes wohl wußte, daß die schöpferischen Menschen keinen Vertreter brauchen, nur zuweilen einen Verleger, um sich vernehmlich machen zu können. Und bedenkt schließlich nicht, daß auch er manchmal nicht-schöpferische Kräfte verlegt und schöpferische Kräfte nicht verlegt und sie somit zurückdrängt — daß demnach manchmal auch bei ihm Zivilisation herrscht und nicht Kultur.

Auch wäre zu sagen: daß es nicht die „Hauptfrage" ist, eher ein Hauptirrtum, wenn man sich frägt, „in welcher Weise organisieren wir Bildungsmöglichkeiten, die die Menschen selbsttätig im Denken machen?" Denn die Antwort müßte lauten: In der Weise, daß man die Menschen sich selber überläßt. Aber dabei käme das Organisieren nicht auf seine Rechnung. Auch wäre der Vorschlag des Herrn Diederichs aussichtslos, der sich zu einer Annahme wie dieser versteigt: „‚Der deutsche Werkbund', in dem sich Künstler, Fabrikanten und Gelehrte zusammenfinden, um die Qualität deutscher Arbeit zu heben und ihr den Sieg auf dem Weltmarkt zu verschaffen, ist der Vorläufer einer Bewegung, die alle schöpferischen Kräfte Deutschlands umfassen wird." So denken Idealisten über das Schöpferische. (Dabei ist vielleicht nur der Irrtum begangen, daß man staatsbürgerliche Bestrebungen auch für die menschennatürlichen nimmt, und daß man vermeint, das Schöpferische habe jenen zu dienen anstatt diesen, die mit jenen nichts mehr gemein haben.) „Besonders Wert" legt Herr Diederichs „auf die Teilnahme von organisatorisch beanlagten Menschen", zu denen er sehr richtig „in erster Linie Industrielle" rechnet. „Ein Großkaufmann, ein Fabrikant muß

intuitive Anlagen haben und steht daher neben dem Künstler". Die Industriellen, die den Menschen immer mehr zur Maschine ertöten, um aus dem so Geschaffenen möglichst Gewinn zu schlagen, und der schöpferische Künstler, dessen größter Gewinn es ist, den Menschen immer wieder zum Leben zu erschließen, geeint durch intuitive Anlagen!

Hier aber denke ich: Man könnte die großen Geldleute offener für eine gute Sache gewinnen, zumal sie alle ein schlechtes Gewissen haben. Und daß Idealismus mit Amerikanismus sehr verwandt ist. Und daß der Schriftsteller Diederichs sich mehr an den Verleger Diederichs hätte halten und nicht ganz auf die Werke schöpferischer Künstler, die er verlegt hat, hätte vergessen sollen. Dann wäre er vielleicht auch nicht der Beeinflussung durch einen Versammlungsredner erlegen, der mit schöpferischer Kraft nichts zu tun hat. Einem solchen bietet freilich der „Wille zur Organisation" eine Handhabe, sich verdienstlich zu machen. Und er ist gedrängt, wie Herr Ernst Horneffer in „Religion und Nation", zu sagen: „Ich halte es für einen Irrtum, wenn man mit Nietzsche den ‚Willen zur Macht' als den Grundtrieb aller Lebenserscheinungen betrachtet. Mir will scheinen, als ob der Wille zur Organisation, zur Form, zur Synthese . . . den Vorrang verdient, das Wesen der Wirklichkeit tiefer erfaßt und begreiflicher wiedergibt;" daß nur „das Mittel des großen Organisationstriebes in der Natur wie in der Geschichte... der Wille zur Macht ist." So verformt und ruiniert ein solcher Redner das, was ein Großer gefunden, und glaubt dabei noch, daß er Eigenes und Besseres gefunden habe. Sehr überraschend im Hinblick auf seine frühere Einschätzung Nietzsches, redet er nun auch auf einmal von dessen „unvergänglichem Zarathustraevangelium", das angeblich in lapidaren Worten die Frage hinstellt: „Wer soll der Erde Herr sein?" Diese sanften Gemüter, denen Nietzsche früher mit seiner

Sympathie für die „blonde Bestie" Schrecken einflößte, sind nun auf einmal vor lauter tätlichem Deutschtum für „Blut und Eisen" gestimmt. So erkennen sie gerade noch: „Ein Volk gewinnt niemals seine volle Stoßkraft, wenn es sich auf seine politische und militärische Rüstung beschränkt. Der Geist hat diese Machtmittel geschaffen. Der Geist allein kann sie verwerten ... Ein Volk wird nur dann mit der Vollkraft seiner Tapferkeit fechten, wenn es für seine ‚Altäre' ficht, das Wort ‚Altar' im weitesten Sinne genommen, als Inbegriff alles dessen, was ihm im Innersten wert und teuer ist. Die Religion gibt allen Affekten erst die wahre Nahrung und Glut."

Die Sache ist nun ziemlich klar. Man will Religion, um zu Altären zu kommen, durch diese zu wohlgenährten und glutvollen Affekten, und durch diese wiederum zur vollen Stoßkraft, um Herr der Erde zu werden. Und meint noch, das sei Sache des Geistes. Aber der Geist hat diesen Werdegang nicht geschaffen. Wie er auch nicht Religion schafft und noch weniger diese sozial sein läßt. Man höre doch Paul de Lagarde: „Religionen werden nie geschaffen, sondern stets offenbart. Religion ist nie ein Werk menschlicher Gedanken, menschlicher Sehnsucht, menschlicher Tätigkeit... Nur der Genius bringt die Ideen, nur der religiöse Genius die religiösen Ideen." Es zeigt, daß solche Ideen doch etwas anderes sind als bloße Ideen, denen der religiöse Genius überall abgeht. Es werden daher auch diese Ideen an jene nicht heranreichen, und wo sie jene interpretieren wollen, werden sie nur etwas verderben. So verdarb auch Herr Horneffer bei der Interpretation Nietzsches noch immer dessen Ideen (die eben nicht bloße Ideen sind) und zwar dort erst recht, wo er sich bemühte, „die sozialen Momente in Nietzsche herauszuheben", die niemals da waren. Es zeigt sein völliges Versagen dem Schöpferischen gegenüber, dessen Individualismus seine Grenzen immer

weniger überschreitet, je schöpferischer er wird; weil mit dem Wachstum des Schöpferischen das Individuelle immer weniger Grenzen findet.

Aber diesem politischen Religionslehrer muß auch die Religion sozial werden, weil er den Mangel der inneren Ausrüstung durch äußeren Zusammenhalt ersetzen zu können glaubt. Und aus solchem Glauben heraus meint er: „Die Religion kann in ihrem innersten Wesen nur als eine soziale Erscheinung begriffen werden. Denn so stark und zuversichtlich sich auch das einzelne Gewissen zum Weltgeist erheben mag . . ., der wahre Friede, die echte Ruhe, die sichere Kraft wird erst dann den Einzelgeist überkommen, wenn ihm aus allen umgebenden Menschenherzen das nämliche Fühlen, Wünschen und Hoffen entgegentönt . . . Es ist niemand so stark, daß er auf jede Zustimmung verzichten könnte. Die ruhige Kraft und Selbstsicherheit gewinnt er erst, wenn er in einer Gemeinde, die das Gleiche wie er empfindet, sich heimisch fühlt."

In hochtönenden Worten ist damit ausgedrückt: Niemand ist so stark, um auf eigenen Füßen zu stehen. Ich denke, zu solchem Glauben versteigt sich nur jener „Weltgeist", der „die ruhige Kraft und Selbstsicherheit" lediglich aus der Gemeinde nimmt. Welch eine merkwürdige Religion, die sich in derartigem Zusammenstehen ausdrücken soll! Und doch, wenn nur ein Funke eines religiösen Gefühls vorhanden wäre, ließe sich schon der erste, unglaublich unrichtige Satz dadurch richtig stellen, daß das persönliche Insichgehen, die Einkehr in sich als ein religiös Einendes gefühlt und so „als eine soziale Erscheinung" begriffen werden könnte. Aber es ist das Gegenteil gemeint: Daß auch dieser Einkehr erst das Zusammenstehen Kraft und Sicherheit verleihe.

Mir kann es recht sein. Es zeigt, wessen Geistes Kind dieses Soziale ist, und wie dort, wo es aufkommen will, das Religiöse getilgt sein muß. Und daß politische Redner

keine Religionslehrer sind. Derartige soziale Menschen sollten Worte wie Kraft und Selbstsicherheit weniger im Mund führen. Sicher ist, daß ehe einer für sein Tun die eigene Zustimmung nicht als maßgebender erachtet als jede fremde, also gewissermaßen auf jede Zustimmung verzichten kann, er nicht nur nicht stark, sondern überhaupt noch Niemand ist.

Es wäre daher ratsam, daß solche Menschen, deren Ideen keiner Realität Stand halten, es nunmehr aufgäben, „eine neue religiöse Idee, die wieder die Gemüter ergreift und verbindet, zu finden und zu gestalten." Und daß sie aus dem Wettkampf ausscheiden, „bis der Kampf dereinst um die organisierende Gewalt des gesamten Erdballs gekämpft wird." Dann wird man sie rufen, wenn nicht (was wahrscheinlicher ist) unsoziale Menschen diesen „Kampf um die organisierende Gewalt" immer wieder dadurch vereiteln, daß sie ein von jeher im gesamten Erdball Wirkendes und nur durch Verranntheiten der Menschen immer wieder Verschüttetes als die beste organisierende Gewalt darzutun und wieder zu Ehren zu bringen vermögen.

*

Es ist gewöhnlich so, daß eine Tat zu ähnlichen Taten anspornt — die Zeitschrift „Die Tat" demnach zu Ideentaten. Und der Tatendurst scheint hier bereits zur Organisationssucht geworden. Diese Entwicklung ist natürlich, wenn man bedenkt, daß eine bloße Idee, die nach innen keinen Anschluß findet, sich durch Zusammenschluß Stärke vortäuschen muß. Aber weniger natürlich ist es, zu glauben, durch derartigen Zusammenschluß Religion schaffen und fördern zu können. Dennoch, ein Herr Jean Paul d'Ardeschah schmiedete sich „Religion" als „deutsche Waffe!" und verficht damit solchen Glauben (oder tut wenigstens so; denn der wahre Glaube ist wohl nicht organisationssüchtig.) Er meint: Es habe sich gezeigt, „daß Deutschland auf dem Wege

ist, Weltreligion zu schaffen . . . Auf diesem Wege kann die Bedeutung des Deutschtums zu ihrer höchsten Machtentfaltung kommen, obgleich weder Internationalität noch Nationalität, noch selbst Individualität am eigentlichen Ziel dieser Entwicklung steht, sondern Organisation der nationalen und individuellen Geisteskräfte." Jetzt denkt also Deutschland sogar daran, Weltreligion zu schaffen und Lagarde (dessen Bildnis das Heft enthält, aus dem ich zitierte), hat zu diesen Leuten wiederum umsonst gesprochen. Des weiteren wird gesagt: „‚Die Germanisierung des Christentums' ist also der eigentliche Hintergrund unserer Betrachtungen . . . Die erste Germanisierung des Christentums setzte schon ein, als der Germane mit seiner Frage: ‚Wie erringe ich die Weltherrschaft?' an das Christentum herantrat". Also soll Religion die Anleitung geben, wie die Weltherrschaft zu erringen ist — etwa nach dem Muster, wie der Welthandel zu erringen ist! Damit mag allerdings die Organisation gerechtfertigt sein, aber das Religiöse ist nicht mehr aufzufinden. Oder doch? Man höre nur: „Man muß, um die religiösen Stimmen richtig zu deuten, die sich heute vorwiegend aus Tiefen losringen . . ., unsere Zeit in ihrer mit starken religiösen Spannungen gefüllten Atmosphäre unmittelbar zu erleben trachten. Nur durch dieses schöpferische Miterleben, durch dieses Mitringen um ein unerhört Neues, können wir zu ihr ein Verhältnis erlangen." Für dieses „unerhört Neue" wird nun ein Name gesucht. „Die Bezeichnung ‚Darwinistische Religion' wäre nicht unberechtigt." Denn: es „wäre zunächst auf die religiöse Bedeutung hinzuweisen, die der Darwinismus heute für deutsches Empfinden anzunehmen beginnt". . . . Die „positivistische, religionsbare moderne ‚Naturreligion'" sei doch zu wenig, denn sie „läßt nur einen mit Vergangenheitsanalogien arbeitenden Darwinismus gelten". . . Und: „Religion ist das der Zukunft zugewandte Verhalten des Men-

schen, eine schöpferische Zusammenraffung des ganzen Menschen, die die Dinge dort faßt, wo sie noch bildungsfähig sind, nämlich im Willen des Menschen, und auf diese einzig mögliche Weise wirklich ‚das Göttliche' erreicht." Hier wird dann recht unpassend Nietzsches Zarathustra zitiert; hat man doch noch als den Willen des Menschen im Gedächtnis: „Wie erringe ich die Weltherrschaft?"

Dafür berührt es wohltuend aufklärend, wenn einem nun „die tiefen Gottesspekulationen eines Arthur Drews, die Schriften der so unmittelbar und doch so eigenartig an Nietzsche anknüpfenden Brüder A. und E. Horneffer oder die erleuchteten Reden eines Arthur Bonus" angepriesen werden. Und wenn man (wie ich) diese letzteren nicht kennt und sie nur in Verbindung gebracht hört mit dem „Kern der Germanisierung des Christentums", des weiteren hört, daß ihr Verfasser „der bedeutendste und gewaltigste unter den religiös Ergriffenen der deutschen Gegenwart" sein soll, daß er uns die „Wege zum Quell des neuen schöpferischen Lebens, zum ‚neuen Mythos'" weist, und wenn dieser einem als „religiöse Aussprache" hingestellt wird, die wiederum „das stärkste religiöse Erlebnis in unsrer Zeit" sein soll, wenn man sich dies und all das früher Vorgebrachte vergegenwärtigt und hört noch, daß „eine solche Religion etwas ganz Anderes geworden", daß sie nun „die stärkste Waffe des Kämpfenden und der beste Schild des starken Heldentums" sein soll — „um mit Bonus zu reden: ‚den Gott los, der Sklaven und sklavischen Selbstverzicht will'" —: so möchte sich einem immer mehr die Ueberzeugung aufdrängen, daß jene Reden des Herrn Bonus nicht erleuchtet sind.

Wenn nun dieser neue Jean Paul (der überall „Neues" sieht und „unerhört Neues" erwartet) schon sah, „daß Deutschland auf dem Wege ist, Weltreligion zu schaffen" und doch wieder „das reich und mächtig gewordene Deutsch-

land heute im Bann des Materialismus" stehen sieht, und dann wieder erkennt: „Aber die erwachende neureligiöse Inbrunst Einzelner im heutigen Deutschland scheint auch diesem Gespenst die Stirne bieten zu können", so muß er doch sehen, daß seine Zusammenstellung nicht ganz stimmt. Und er täte vielleicht besser, die Religion der religiösen Inbrunst Einzelner zu überlassen und das Germanische nicht nur innerhalb der politischen Grenzen Deutschlands zu suchen. Für das erstere fände er dann auch Zustimmung bei Lagarde: „Der Weg zur Religion ist selbst Religion: ihn gehen die einzelnen Menschen, Nationen nur durch die einzelnen Menschen. Darum die Bahn frei für diese!"

Das unterscheidet die Einzelnen doch wesentlich von der Beschaffenheit jener Einzelnen, die erst durch Zusammenstehen bestehen können und deren Religiöses erst vom Sozialen seine Stärke empfängt. Diesen wird Religion zur Waffe, also Aktivität, weil ihre Unstärke — nicht ihre Stärke — durch Gemeinschaft stärker wird, und sie nun der Meinung leben, es lasse sich Religion schaffen und anschaffen. So muß ihnen Organisation alles bedeuten.

Die Amerikaner haben diese Entwicklung schon durchgemacht in ihren industriellen und kommerziellen Unternehmungen. Diese toten Dinge mögen stärkster Aktivität für ihr besseres Gewinn-Ergebnis — somit auch der Organisation, als der geeinten Aktivität einer Vielheit — bedürfen; niemals aber darf solche Aktivität das Leben beherrschen wollen. Denn nimmermehr wird der zu sich gekommene Mensch sich damit abfinden können, daß vollendetes Geschäfts- und Fabriksgebahren den Sinn des Daseins erfülle. Darum ist dem Menschen mit Organisation auch nie gedient; ja es zeigt sich, daß eigentlich erst dort das Leben beginnt, wo alle Aktivität aussetzt. Und erst das religiöse Leben, das innerstes Erleben ist!

Darum: Religion ist Tätigkeit erleiden, nicht Tätigkeit

aufnehmen, ist Passivität. Als solche wohl auch Schild und Wehr gegen Leid und Verwundung, Waffe nur in Bedrängnis, niemals Organisation. Und auch nicht Zukunft, sondern wie bereits Lagarde sagt: „unbedingt Gegenwart; Hoffnung auf die Zukunft nur insoferne, als der Umgang mit dem Ewigen jedem, der ihn übt, unumstößliche Gewißheit gibt, daß auch er selbst ewig ist.“ Und niemals die Frage: „Wie erringe ich die Weltherrschaft?“ Sondern ein völliges Freisein von solchen Gelüsten und deshalb ein Tauglichsein zur Lebensherrschaft: zum Aufgehen in die Mächtigkeiten des Lebens. (Hier wird auch ersichtlich, daß Religion mit Feiertag eng verknüpft ist; wie es auch keine Religion gibt, die keine Feiertage kennt. Denn das religiöse Leben stellt sich ursprünglich als ein Wegfall aller Aktivität dar, als ein Zutagetreten des inneren Lebens und so als ein Feiertagsein.)

Wenn organisationssüchtiges Deutschtum sich soweit versteigt, daß es schlechte politische Ratschläge und ungereimte Anschauungen für germanisierende Religion ausgibt, so reizt es das Organisationsfeindliche im Menschen (das ich noch für das am meisten Germanische halte), sich dagegen zu wenden. Das habe ich hier getan.

Nun bleibt mir nur noch ein Satz zu zitieren übrig, der den Verfasser von „Religion — deutsche Waffe“ in das richtige Entwicklungslicht rückt. Der Satz weist auf die religiösen „Manifestationen“ der früher genannten und noch anderer Autoren hin und lautet: „Im Grunde ist diese religiöse Gestimmtheit voll der Zuversicht und des Glaubens an ein ‚Höherhinauf‘, diese Ueberzeugung, daß die Entwicklung vom Protoplasma durch solche Qualen, durch solche Meere von Blut bis zum Menschen, uns zu einer Weiterentwicklung verpflichtet, ein durchaus germanischer Zug, und es bedeutet eine endgültige Germanisierung der Reli-

gion, wenn wir immer mehr lernen, religiös nur noch in diesem heroischen Sinne zu empfinden."

Hier gibt ein Entwicklungsmann seinen Hauptinhalt her. Und so sind diese Herren, die tun müssen, als hätten sie der Entwicklung vom Protoplasma zum Menschen beigewohnt, um die Ueberzeugung an den Mann zu bringen, daß diese Entwicklung „durch solche Qualen, durch solche Meere von Blut" zur Weiterentwicklung verpflichte, und das alles dem Glauben an ein „Höherhinauf" zuliebe, der noch dazu das Pech hat, daß er dem Ziel aller Streberei unerquicklich ähnlich sieht.

So muß denn doch begriffen werden, daß man hier nicht mittun kann; daß man keinen heroischen Sinn darin findet, eines falschen und eitlen Glaubens wegen sich einer Weiterentwicklung durch Qualen und Meere von Blut verpflichtet zu fühlen und das noch für eine „Germanisierung der Religion" zu halten; daß unsereinen das Wahrnehmen einer derartigen Entwicklung vielmehr verpflichten würde, einer Weiterentwicklung mit allen Kräften zu wehren, und daß solches Widerstandleisten eher als ein „germanischer Zug" anzusehen wäre (vorausgesetzt, daß damit überhaupt eine bessere menschennatürliche Beschaffenheit gemeint ist).

Aber schließlich muß hier betont und mit der Zeit auch erkannt werden: daß zum Glück alles anders ist, daß der wahrhaft religiöse Mensch von heute das Urbild des Menschen zwar nicht kennt (genau so wie es der religiöse Germane von einst nicht gekannt hat), jedoch sich an der Menschenbeschaffenheit einer ältesten Vorzeit bereits erbaut und aufrichtet (genau so wie sich der Germane an der Menschenbeschaffenheit *seiner* ältesten Vorzeit wohl bereits erbaut und aufgerichtet hat), daß er daher eine Hinaufentwicklung durch Qualen und Meere von Blut *verneint* und nur weiß, daß Blut wieder Blut fordert und daß demzufolge das Morden wohl nie aussterben wird.

Gedichte / von Georg Trakl

Geburt

Gebirge: Schwärze, Schweigen und Schnee.
Rot vom Wald niedersteigt die Jagd;
O, die moosigen Blicke des Wilds.

Stille der Mutter; unter schwarzen Tannen
Oeffnen sich die schlafenden Hände,
Wenn verfallen der kalte Mond erscheint.

O, die Geburt des Menschen. Nächtlich rauscht
Blaues Wasser im Felsengrund;
Seufzend erblickt sein Bild der gefallene Engel,

Erwacht ein Bleiches in dumpfer Stube.
Zwei Monde
Erglänzen die Augen der steinernen Greisin.

Weh, der Gebärenden Schrei. Mit schwarzem Flügel
Rührt die Knabenschläfe die Nacht,
Schnee, der leise aus purpurner Wolke sinkt.

An einen Frühverstorbenen

O der schwarze Engel, der leise aus dem Innern des Baums [trat,
Da wir sanfte Gespielen am Abend waren,
Am Rand des bläulichen Brunnens.
Ruhig war unser Schritt, die runden Augen in der braunen
O, die purpurne Süße der Sterne. [Kühle des Herbstes

Jener aber ging die steinernen Stufen des Mönchsbergs hinab,
Ein blaues Lächeln im Antlitz und seltsam verpuppt
In seine stillere Kindheit und starb;
Und im Garten blieb das silberne Antlitz des Freundes
Lauschend im Laub oder im alten Gestein. [zurück,

Seele sang den Tod, die grüne Verwesung des Fleisches
Und es war das Rauschen des Walds,
Die inbrünstige Klage des Wildes.
Immer klangen von dämmernden Türmen die blauen Glocken des Abends.

Stunde kam, da jener die purpurne Scheibe der Sonne sah,
Dunkles Saitenspiel in kahlem Geäst;
Abend, da an dämmernder Mauer die Amsel sang,
Der Geist des Frühverstorbenen stille im Zimmer erschien.

O, das Blut, das aus der Kehle des Tönenden rinnt,
Blaue Blume; o die feurige Träne
Geweint in die Nacht.

Goldene Wolke und Zeit. In einsamer Kammer
Ladst du öfter den Toten zu Gast,
Wandelst in trautem Gespräch unter Ulmen den grünen Fluß hinab.

Anif

Erinnerung: Möven, gleitend über den dunklen Himmel
Männlicher Schwermut.
Stille wohnst du im Schatten der herbstlichen Esche,
Versunken in des Hügels gerechtes Maß;

Immer gehst du den grünen Fluß hinab,
Wenn es Abend geworden,
Tönende Liebe; friedlich begegnet das dunkle Wild,

Ein rosiger Mensch. Trunken von bläulicher Witterung
Rührt die Stirne das sterbende Laub
Und denkt das ernste Antlitz der Mutter;
O, wie alles ins Dunkel hinsinkt;

Die gestrengen Zimmer und das alte Gerät
Der Väter.
Dieses erschüttert die Brust des Fremdlings.
O, ihr Zeichen und Sterne.

Groß ist die Schuld des Geborenen. Weh, ihr goldenen
Des Todes, [Schauer
Da die Seele kühlere Blüten träumt.

Immer schreit im kahlen Gezweig der nächtliche Vogel
Ueber des Mondenen Schritt,
Tönt ein eisiger Wind an den Mauern des Dorfs.

Abendländisches Lied

O der Seele nächtlicher Flügelschlag:
Hirten gingen wir einst an dämmernden Wäldern hin
Und es folgte das rote Wild, grüne Blume und der lallende
Demutsvoll. O, der uralte Ton des Heimchens, [Quell
Blut blühend am Opferstein
Und der Schrei des einsamen Vogels über der grünen Stille
des Teichs.

O, ihr Kreuzzüge und glühenden Martern
Des Fleisches, Fallen purpurner Früchte
Im Abendgarten, wo vor Zeiten die frommen Jünger gegangen,
Kriegsleute nun, erwachend aus Wunden und Sternen-
O, das sanfte Zyanenbündel der Nacht. [träumen.

O, ihr Zeiten der Stille und goldener Herbste,
Da wir friedliche Mönche die purpurne Traube gekeltert;
Und rings erglänzten Hügel und Wald.
O, ihr Jagden und Schlösser; Ruh des Abends,
Da in seiner Kammer der Mensch Gerechtes sann,
In stummem Gebet um Gottes lebendiges Haupt rang.

O, die bittere Stunde des Untergangs,
Da wir ein steinernes Antlitz in schwarzen Wassern beschaun.
Aber strahlend heben die silbernen Lider die Liebenden:
Ein Geschlecht. Weihrauch strömt von rosigen Kissen
Und der süße Gesang der Auferstandenen.

Die Sonne

Täglich kommt die gelbe Sonne über den Hügel.
Schön ist der Wald, das dunkle Tier,
Der Mensch; Jäger oder Hirt.

Rötlich steigt im grünen Weiher der Fisch.
Unter dem runden Himmel
Fährt der Fischer leise im blauen Kahn.

Langsam reift die Traube, das Korn.
Wenn sich stille der Tag neigt
Ist ein Gutes und Böses bereitet.

Wenn es Nacht wird
Hebt der Wanderer leise die schweren Lider;
Sonne aus finsterer Schlucht bricht.

An die Verstummten

O, der Wahnsinn der großen Stadt, da am Abend
An schwarzer Mauer verkrüppelte Bäume starren,
Aus silberner Maske der Geist des Bösen schaut;
Licht mit magnetischer Geißel die steinerne Nacht verdrängt.
O, das versunkene Läuten der Abendglocken.

Hure, die in eisigen Schauern ein totes Kindlein gebärt.
Rasend peitscht Gottes Zorn die Stirne des Besessenen,
Purpurne Seuche, Hunger, der grüne Augen zerbricht.
O, das gräßliche Lachen des Golds.

Aber stille blutet in dunkler Höhle stummere Menschheit,
Fügt aus harten Metallen das erlösende Haupt.

Legenden / von Wilhelm Schmidtbonn

Ahasver und das Kind

Alle Leute liefen zusammen. Hunde, Katzen, Hühner, Enten, Pfauen hinterher. Mitten im Dorf hing über den Brunnenrand gebückt ein Mann und trank — wenn es ein Mann war. Haar und Bart waren dieser Erscheinung zu einem Wald zusammengewachsen, der noch weit über über den Boden hinwucherte. Nur oben sahen zwei Augen, unten eine Hand heraus. In den Haaren hatten sich viele Blätter und kleine Aeste verfangen. An einer Stelle hatte sich Moos darauf gesetzt und wuchs da wie auf einem Baum weiter. Krähen standen auf dem Kopf und suchten nach den Getreidekörnern, die der Wind in die Haare hineingetrieben hatte.

Alle Leute standen um den Mann herum. Die Hunde, Katzen, Hühner, Enten, Pfauen lärmten aufgeregt. Endlich kamen auch die Kinder von den Wiesen herbei. Sie stellten sich erst hinter den Kreis der Erwachsenen und spähten durch die Lücken. Dann, als sich zeigte, daß die Erscheinung nichts Böses tat, sondern nur ohne Bewegung dasaß und daß sogar Tränen aus den zwei Augen in den Haarwald hinunterfielen wie der Anfang eines Gewitters, da traten die Kinder vor die Erwachsenen und sahen aus großen Augen zu dem Mann hin. Sie beobachteten, wie

die Hand des Mannes den Stein des Brunnens umklammerte, als wolle ihn irgendeiner, der nicht zu sehen war, davon wegziehen. Als der Wind die Haare ein wenig hochtrieb, sahen sie die zweite Hand, die einen Stock hielt, und als sie genauer zublickten, erkannten sie, daß Stock und Hand zusammengewachsen waren, so, daß die Hand zu Holz geworden und der Stock mit Haut überzogen war. Ein nächster Windstoß machte die Füße frei. Sie waren das Merkwürdigste an dem Manne. Sie waren dreimal so groß und dick, wie sonst Füße von Männern sind. Es waren keine Schuhe daran. Aber sie waren ganz mit einem langen Fell überzogen und hatten hohe und feste Hufe unter sich wie Pferdefüße. Die Füße stemmten sich gegen die Erde, als ob auch sie von irgend etwas Unsichtbarem weggezogen würden. Sie zitterten deutlich unter der Anstrengung, sich bei dem Stein zu halten. Der Lehrer des Dorfes fand zuerst den Mut und ging zu dem Mann heran, fragte und sprach mit ihm, ohne aber eine Antwort zu erhalten. Eine Frau, die dachte, daß dem Manne Speise nötiger wäre als Rede, ging mit einem Stück Brot zu ihm. Ohne die Hand von dem Brunnenstein wegzutun und ohne mit einem Blick aufzusehen, aß er gierig wie ein Tier aus den Händen der Frau.

Leute aus dem Nachbardorf, die der Erscheinung nachgeeilt waren, kamen herbei und brachten die Kunde, die ihnen wieder von Einwohnern anderer Dörfer überbracht war, daß der seltsame Fremde niemand anders sei als Ahasver, der ewige Jude, der, als einst Jesus mit seinem Kreuz vor seinem Hause niederbrach, umsonst sich bitten ließ, ihm das Kreuz ein Stück den Berg hinanzutragen. Vom Himmel verflucht, mußte er nun in einem ewigen Drang, rastlos wandernd, die Füße über die Straßen der Erde bewegen. Die Frau, die den Mann gespeist hatte, hob auf diese Nachricht den Arm, um ihn zu schützen,

denn sie dachte, alle würden zornig hinzukommen und den Mann schlagen. Aber alle standen nur erschreckt da und sahen in großem Mitleid auf den Mann hin. Die Kinder standen in Ehrfurcht stumm und drängten sich aneinander.

Da fing der Mann, statt zu danken, zu schreien an, mit einer dunklen und zerbrochenen Stimme, die nicht in seinem Mund, sondern in irgendeiner Höhlung seines gewaltigen Leibes bereitet zu werden schien. Da er seit Urzeit alle Länder der Erde durchwanderte, sprach er wohl auch alle Sprachen. „Fort!“ schrie er, „ich will allein sein — verfluchtes Menschenpack!“ Aber während er mit dem ganzen Leibe sich an den Brunnen klammerte, hoben sich seine verzauberten Füße zum gewaltsamen Gehen. Und waren stärker als seine Arme. In seltsamer Wehr gegen den unsichtbaren Feind mußte er die Hände von dem Stein lösen, mußte sich über die Straße fortbewegen. Die Hände hafteten neben den Füßen auf der Erde. Nach jedem Stein griffen sie, um sich zu halten. Endlich erreichte der Mann einen jungen Baum, der noch am Stabe dastand. Während er sich festhielt, schritten die Füße weiter. Der Baum brach. „Eisen her!“ rief die Frau und lief in die Schmiede, kam mit einer starken und langen Kette zurück, umwand seine Beine damit. Aber die ausschreitenden Beine zerrissen die Kette, als ob sie aus Strohringen gefügt gewesen wäre. „Ausruhen, schlafen, einmal schlafen!“ schrie der Mann wie ein sterbendes Tier, während sich die Augen in seinem Kopf umdrehten. Er streckte die Fäuste wild gegen den Himmel, als wolle er sich am Blau und den weißen Wolken festhalten. Ein paar Männer, sich selber an den Händen fassend, hielten ihn. Aber er zog sie mit sich. Die Männer banden ihn mit der vielfach geschlungenen Kette an einen Karren mit zwei Ochsen, der gerade dastand. Aber der Mann zog auch Karren und Ochsen mit. Sie öffneten ihm eine feste Holz-

hütte und dachten, ihn so zu umschließen. Aber die Wand bog sich vor seinem Vorwärtsdrang und brach auseinander: hinter ihm fiel die ganze Hütte zusammen. Jetzt liefen die Leute in die Kirche, läuteten die Glocken, beteten zum Himmel, um so vielleicht den Fluch zu brechen. Aber mit entsetzlichen Verwünschungen auf die Menschen umher, auf die ganze Menschheit, auf den Himmel selber, kroch die behaarte Gestalt mehr, als sie schritt, davon, immer in Abwehr und doch rasch dahingerissen. Eine lange Spur blieb von den Hufen im Gras zurück, als ob ein Urtier darüber gegangen sei. Endlich verhallte das Geschrei, der hochgeworfene Staub versank hinter den Büschen.

Aber ein kleines Mädchen, dem die blauen Augen zu groß aus dem weißen Gesicht sahen, und dessen Beine zarter waren als bei andern Kindern die Arme, schlich von den Menschen fort, hinter den Häusern her, begann im freien Feld zu laufen, bis sie den Mann einholte. Ohne Furcht griff statt der Männer jetzt sie nach seiner Hand, um ihn daran festzuhalten. Er sah zu ihr hinunter, stieß die kleine Hand fort. Das Kind blieb neben ihm. Er schlug mit dem Stock danach. Sie stand eine kurze Weile und war schon wieder bei ihm. Wenn er sich umsah, machte sie Halt, wenn er weiter ging, kam sie hinterher. Er warf einen Stein nach ihr und traf sie an die Stirn. Sie kam dennoch hinterher. Er wandte sich in einen Wald, ging hastiger, als er hätte müssen. Sie zögerte nicht und brach mit den kleinen nackten Füßen durch das Holz so schnell wie er. Wenn sie ihn einmal nicht mehr sah vor vielen Bäumen, horchte sie auf das Geräusch der Aeste. Er trat so leise auf, wie er mit seinen schweren Hufen konnte. Aber immer war sie wieder da. Er griff endlich nach ihr, während der zornige Schaum aus seinem Munde ihr das Gesicht netzte. Aber als sie auch jetzt noch unerschrocken zu ihm hochsah, gedachte er leichter mit ruhigen

Worten von ihr loszukommen. „Was willst du?“ fragte er. „Ich weiß ein Lied“, sagte sie mit einer Stimme, die wie eine fröhliche silberne Schelle klang, während sie immer zu ihm aufsah und sich über das ganze Gesicht rot färbte, „das singe ich, wenn mein Brüderlein schlafen soll. Das will ich dir singen, armer Mann.“ Er schleuderte sie fort, gegen einen Baum. Sie lag betäubt, mit geschlossenen Augen. Er floh aus dem Walde, versteckte sich hinter einer Hügelreihe. Als er sich schon sicher glaubte und nur in einem unbestimmten Gefühl nach langer Zeit noch einmal sich umdrehte, sah er das Kind von den Hügeln herab hinter ihm herkommen. Bald war sie wieder bei ihm. Eine Spur von Blut blieb hinter ihren nackten Füßen zurück. Aber sie achtete nicht darauf, stellte, stellte die Füße vor, fiel, stand auf. Wenn er kaum merkbar den Kopf nach ihr drehte, hob sie auch schon die Augen und erstrahlte voll Hoffnung. Endlich aber, als es Nacht geworden war und sie manchmal auf einen Baum oder eine Strohbarre zuging, in der Meinung, daß es der Mann sei, brach sie nieder. Doch nicht fern von ihm, sondern sie hatte die letzte Kraft dazu benutzt, mit den Händen sein Haar zu erfassen. Das Haar, an dem ihr Fall zog, schmerzte ihn. Im höchsten Zorne hob er den Fuß, um das Kind zu zertreten. Aber zu seinem Erstaunen und Schrecken spürte der Mann plötzlich, daß seine Füße still standen. Den beiden schwachen, in sein Haar geklammerten Händlein war, als ob der Himmel Rührung mit ihnen fühlte, mehr Kraft gegeben als Männern, Ketten, Karren, Ochsen vorher: die Füße standen still. Auch in ihnen stand es still. Im ganzen Leib und in der Stirn des Mannes stand es still. Es war wie nach wehem Lärm eine selige Ruhe. Er hob versuchend die Füße, aber sie gingen nicht weiter, schwer hingen sie und fielen wieder zur Erde. Geschüttelt von der Hoffnung wie von einem Frost, setzte er sich neben

das Kind, besah und fühlte die kleinen Hände, in die der Himmel diese geheimnisvolle Kraft gegeben hatte, streckte die Füße aus, versuchte noch einmal, schrie dann auf in Freude. Und was alle Qual nicht vermochte, brachte der Jubel zustande. Etwas in ihm, das kalt und hart gewesen, fing an zu brennen und zu fließen, daß er dachte, Feuer und Rauch müßten aus seinem Munde schlagen. Er öffnete den Mund weit, zog die Nachtluft ein und kühlte so den Brand in sich, bis es nur noch wie schmeichelnde Sonne innen Wärme gab, und bis er dachte, daß nun die Strahlen davon durch seine Brust brechen und das Feld umher golden erhellen müßten. Er bettete das Kind in seinen Schoß. Sie, noch in Furcht, ihn aus den Händen zu verlieren, ließ sein Haar nicht los, aber es wurde langsam eine Liebkosung aus dem Griff der Finger. Dann, den Kopf zurückgelegt und selber die Augen schon geschlossen, als läge sie im Schoß der Mutter, begann sie, ihr Schlaflied zu singen. Ihre Stimme klang nun in der weiten Nacht wie das Läuten eines verlassenen, für sich seligen Kapellenglöckleins. Der Mann hob die Brust auf, als wäre sie ein Berg, und als wäre eine ungeheure Kraft nötig, den Berg so hoch zu heben: dann schlief er ein. Und noch im Singen fielen auch dem Mädchen die Augen zu.

Als das Kind am nächsten Morgen die Augen wieder auftat, verwundert über sich sah und dann gleich aufsprang, war der fremde Mann nicht mehr da. Nur ein riesenhafter, uralter Baumstumpf, der gestern nicht dagestanden hatte, stand nun da, von Moos und Flechten ganz überwachsen. In seinen auszweigenden Wurzeln hatte sie gelegen.

Leute kamen und brachten das Kind zu seiner Mutter zurück.

Die drei Jungfrauen von Heemsteede.

Als die Spanier noch in Holland waren, hatte die Tochter eines spanischen Edelmanns zwei Freundinnen aus Deutschland bei sich als Gast. Die drei Jungfrauen wollten eines Morgens einmal wie die Vögel, die Bäume und die Wolken sein. Kaum waren sie von den Menschen und Häusern ein wenig entfernt, auf dem Grasweg zum Meere hin — da warfen sie ihre reichen und schweren Kleider hinter einen Busch, ließen nur die blaue, gelbe, grüne Kette um den Hals und liefen so, weiß leuchtend unter dem blauen Himmel, einander im Spiel nach.

Die Kleinste, deren Beine aufrecht und fein wie Rehbeine waren, sprang allen voran, griff nach Schmetterlingen und Blumen, im Uebergefühl der Freiheit sogar nach Wolken und Sonne. Da sie so ihre Augen oben hatte, fiel sie jäh zur Erde. Sie wollte aufstehen und nach dem Stock oder Stein sich umdrehen. Da sah sie, daß ihre Füße vom Gras gefangen waren, das rasch höher wuchs und schon um ihre dünnen Knie sich schlang. Das Mädchen rief erstaunt den Freundinnen zu. Die zweite, schlank und schmal, von kindlichem Wuchs, so daß sie eher einem Knaben gleichsah, hatte, um die Weite ihrer Sprünge zu messen, die Augen nur an der Erde gehabt. Jetzt war sie plötzlich von einem Volk von Käfern umflogen, die ihre Schultern, ihre Arme, ihr befreites Haar besetzten und eine blaue Wand vor ihre Augen aufstellten, so daß sie erschreckt mit den Händen hineingriff, um sich Luft zu schaffen. Die dritte, groß und königlich, obwohl sie an Jahren nicht älter war als die anderen, schämte sich ein wenig, zu springen, denn die Brüste schmerzten sie beim Laufe, und der reichen Pracht ihrer Gestalt schien die Ruhe angemessener als rasche Bewegung. Sie stand des-

halb an einem Strauch und riß Blätter ab, um sie ins Haar zu flechten. Als sie auf den Ruf der ersten sich umwenden wollte, griffen unversehens die Aeste des Strauches nach ihr, wanden sich um einen ihrer Arme und eine ihrer Hüften. Mit Not riß sie sich los, zuletzt noch an der Hand gehalten, und blutete ein wenig. Sie lief mit der zweiten, beide nun von der Käferwolke eingehüllt, der ersten zu Hilfe. Diese kniete noch und versuchte das Gras, das schon ihr Kinn erreichte, von sich zu reißen. Die anderen befreiten sie, alle drei jetzt vom Gras umwuchert. Dann liefen sie so schnell, daß die Käfer zurückbleiben mußten. Aber schon schossen von allen Höhen Vögel herunter, daß Sonne und Himmel nicht zu sehen waren, umkreischten sie, kämpften miteinander um einen Platz auf den Schultern oder Haaren, verwundeten im Streit auch die Mädchen mit ihren Schnäbeln. Die Mädchen hielten sich die Ohren vor dem taubmachenden Gesang zu, schrien vor Furcht und liefen dem Meer zu, bis der Seewind die Vögel zurückschlug.

Im Sand standen die Mädchen still und dachten sich auszuruhen. Sie befreiten den Körper von den letzten blauen Käfern, ließen die schwarzen, braunen, gelben Haare weit durch die Luft wehen und das Weiß ihres Leibes von der Sonne durchleuchten, bis jede Ader und jedes feine Härchen der Haut zu sehen war und kleine Schweißtropfen überall wie Perlen aufblitzten. Sie legten sich in den Sand in immer neuen Krümmungen, freuten sich über die Abdrücke ihrer Formen, schufen so ein ganzes Volk von schönen Frauen — bis sich der Sand aufhob, in dichten Körnern über ihre Glieder hinlief, die Glieder so beschwerte, daß sie kaum noch zu heben waren. So weit die Mädchen sahen, war der goldene Sand in Wanderung begriffen zu ihnen hin. Sie fürchteten sich, ins Gras zurückzufliehen, wo noch die Käfer wolkten und die

Vögel lärmten und Halme und Blumen noch im Wind hochstanden. Waren sie erst errötet und beglückt von dieser unerwarteten Liebe der Welt, so wurden sie nun ihrer Schönheit fast böse. Sie flohen mit Füßen, die der Sand immer wieder festhalten wollte, zum Wasser hin, schon im vorhinein in Furcht. Sie hatten in der Tat das Wasser noch nicht erreicht, da spülten schon plötzliche Wellen in den Sand hinein, kamen heran, standen auf in springenden Spitzen und vorgestreckten Rundungen. Die Mädchen retteten sich in ein Boot, das im Sande lag, sahen sich voll verwunderter Furcht an, sahen auf Sand und Wasser hinaus, hakten die Arme fest ineinander, um Schutz zu haben, aber auch schon in der Freude, hier endlich sicher zu sein. Die Wolken des Himmels würden ja nicht herunter kommen und nach ihnen greifen. Das Boot hob sich ein wenig im steigenden Wasser, schwamm, drehte sich. Es schien ein Spiel und noch nicht nötig, Menschen, die in der Ferne sichtbar waren, zu Hilfe zu rufen. Aber, ehe die Mädchen hinausspringen konnten, glitt das Boot, ohne Segel, von einer unsichtbaren Kraft bewegt, rasch, in gerader Linie, einem bestimmten Ziele zu, vom Land weg auf das silberne Meer hinaus. Alles Schreien kam zu spät. Die Menschen in der Ferne stießen zwar ein anderes Boot ins Wasser, um dem ersten nachzueilen. Aber das erste war so schnell, daß bald nur noch Wasser und Luft und kein Boot mehr zu sehen war.

Draußen gab das Holz ein seltsames Tönen von sich, wie wenn nicht an Holz, sondern an Glas geschlagen würde. Tausend Blumen in allen bunten Farben sprangen heraus, so daß nur noch hier und da ein Stück des braunen Holzes zu sehen blieb. Die Wellen umher tönten ein wenig heller als das Holz und in kürzeren Absätzen, ein silbernes Volk von Fischen schwamm mit und leuchtete, als wenn sie alle Wunderlampen in sich trügen, daß alle

Teile ihres Innern brennend zu sehen waren, neue, nie gesehene, große bunte Vögel kamen so schnell herbei, als ob sie aus der Luft entständen und sangen mit dunklen, menschenähnlichen Stimmen. Es war kein wilder Streit mehr, sondern eine ritterliche Werbung aller.

Während die Mädchen umschlungen auf den Knien lagen und mit aufgerissenen Augen zum Himmel beteten, grub das Schiff unter Musik und Wohlgeruch heiter seinen Weg in Sonne und Blau hinein, langsam und unaufhaltsam, und immer diesem bestimmten Ziele zu, obwohl es da draußen keine Insel mehr gab.

Der letzte Mensch.

Die Berge waren längst von den Strömen in die Meere getragen, die Meere ausgefüllt und Land geworden, die ganze Erde eine glatte Kugel, überall in den Horizont gewölbt und von weißem Eis bedeckt. Ueber dem Eis hing die Sonne gelb aus einem braunen Himmel herunter, die Sterne waren mit der Sonne zugleich zu sehen — das ganze Bild dieses Erdtages glich dem Bild einer Mondnacht in den lang entschwundenen Vorzeiten, da noch Berge gereckt standen, Wälder tönten, Meere brannten, Städte der Menschen an den Strömen schwarzen Rauch ausatmeten.

Der letzte Mensch schliff über das Eis in langen geraden Strichen, in den Knien gebeugt, als hätte er Schneeschuhe unter den Füßen. Er hatte aber nur breite Hornhufe da unten wie ein Pferd. Sein ganzer Leib war mit einem dichten gelben Pelz bedeckt, die Arme lang bis fast zum Boden, die Stirn nieder und schräg nach hinten abgeschnitten — der letzte Mensch war durch die Umstände der Natur wieder zurückentwickelt zu den ersten Menschen der Urzeit. Nur die Schlankheit der Gelenke,

die Schmalheit der Hüften zeigte an, daß das schaffende Blut eines früheren Geschlechtes in diesem Leib noch pulste. Vor allem aber sah aus diesen großen, ausgebrannten, blauen Augen nicht die ausschauende, erobernde Kraft des Urmenschen, sondern nur die müde Traurigkeit des von Jahrtausenden belasteten Erben.

Der letzte Mensch suchte nach Gras. Wo er bisher an einem grünen Platz geweilt und sich eine Höhle in die harte Erde gegraben hatte, war immer wieder das Eis herangerückt gekommen. Ein Haß auf dieses Eis zehrte in ihm, oft stampfte er mit wütenden Hufen darauf, um es zu zertrümmern, und mußte doch immer wieder weiter flüchten und im Hunger nach Gras ausspähen, der schmerzenden Kälte wegen die Arme über der Brust gekreuzt und den Leib ganz an die Schenkel gebückt. Hatte er Gras gefunden und sich gesättigt, so stierte er nach der gelben Scheibe der Sonne, sah rings über das Eis, tat hin und wieder einen bellenden Laut in Frost und Weite hinein und hörte, ob nicht irgendwoher der Ruf eines andern Menschen ihm antwortete.

Er hatte längst Eltern, Geschwister und alles, was noch an Mensch und Tier auf den Eisfeldern herumschliff, sterben sehen — klaglos, von dem unentrinnbaren Anhauch des Eises verzehrt. Er war endlos lange von Haus fort immer der gelben, lichtgebenden Scheibe entgegengewandert, Gras suchend. Die Nächte lag er zu einer Kugel zusammengerollt und fühlte dann die Wärme seines Blutes so wohlig, daß er leise zu singen anfing. Endlich mußte er erkennen, daß er der Letzte von allen war. Von da an fürchtete er sich und wagte nachts die Augen nicht mehr aufzutun. Nun bewegte er sich schon tagelang über das Eis, ohne Gras zu sehen. Der Hunger biß ihn, und er schlug mit heftigen Fäusten gegen seine Eingeweide, ward dabei immer schwächer.

Auf das letzte Stück Gras endlich, das er fand, setzte er sich, und wagte nicht zu essen, in der Gewißheit, dann keine Nahrung mehr zu haben. Aber bald warf er sich über das Gras hin und fraß, ohne die Halme wie sonst erst mit den Händen abzureißen, gleich mit den breiten, sich schiebenden Zähnen vom Boden weg. Während er lag und schäumend kaute, rührte hinten schon das heranrückende Eis an seine Füße. Er erschrak nicht, gab sich seinem Schicksal hin, saß gekauert, die Arme um die Knie, und sah dem Eis zu. Von allen Seiten, von den Nachmassen geschoben, selber ein Wesen, selber fressend, näherte es sich langsam, aber doch so schnell, daß der Mensch immer wieder seine Füße an sich ziehen mußte.

Es war wie ein Spiel, so daß der Mensch sogar einmal, in Selbstvergessenheit, den Mund breit zog und lachte.

Plötzlich schrie er auf, als drehe sich ein glühendes Eisen in ihm um, brannte nach allen Seiten die erlöschende Glut seiner Augen in die Leere, schrie, schrie, streckte die Arme aus nach irgend etwas, warf sich dann über die Erde hin, wühlte sie mit lächerlicher Geschwindigkeit auf, bis sie in dicken Brocken um ihn her lag. Von der Furcht allein zu sein, von einer letzten Wollust, von einem letzten Schöpfungstrieb gepackt, immer in ungeheurer Hast und bald mit blutenden Fingern, baute er eine Gestalt auf, sich selber ähnlich, die Gestalt einer Frau. Als sie so hoch dastand wie er selbst, schraubte er die Arme darum, wühlte den Kopf daran, schrie nicht mehr, stöhnte nur noch, winselte, flehte, griff an die erdene Brust, daß sich ein Herzschlag rühre, griff an die Arme, daß sie sich um ihn legen sollten. Das Eis packte ihn bei den Füßen. Zum formlosen Gesicht seiner Gestalt hochsehend, die Arme um die unbewegten Hüften geklammert, den Mund an dem gefrorenen Schoß hängend, sank er hinunter.

Das Eis kroch über ihn weg, nicht kauend, sondern weich

und lautlos. Dann schob es sich unter die Gestalt aus Erde, schnitt sie wie mit einer Messerklinge von ihrem Platz los, nahm sie auf sich.

Ein wenig geneigt, stand die Gestalt als das Letzte von Menschheit, und doch wie ein Denkmal der Hoffnung, auf der Endlosigkeit der weißen Kugel und starrte aus den leeren Augenhöhlen in das besternte Dunkel.

Aus „Der Wunderbaum". Dreiundzwanzig Legenden von Wilhelm Schmidtbonn. (Egon Fleischel & Co., Berlin)

Gefahr / von Theodor Däubler

Das Meer ist laut: Wie furchtbar ward es draußen!
Und immer neue Wogen kommen aus dem Leeren!
Die Stürme trägt ein Wunsch die Erde zu verheeren;
Und plötzlich hörst du einen Fluch im dumpfen Rauschen.

Der Zorn der See, die Wut kommt in Gewitterbauschen;
Ihr Nahen kann dir noch die Finsternis erschweren,
Wie sollst du dich der schwarzen Nachtschauder erwehren?
Oft folgt Gefahr: du mußt dein Atmen gut belauschen.

Ein Mondschreck, — und du bist vielleicht dem Meer verfallen!
Auf einmal kommt der weiße Tiger angesprungen,
Und schon zerfetzen dich die kalten Silberkrallen.

Der Satz ist immer noch der Salzkatze gelungen,
Woher die Angst? Ob ich den Meerschluck schon erlebte?
Ich weiß, daß ich mein Seezerwürfnis oft erstrebte.

Gedanken / von L. E. Tesar

Viele glauben zur Entkräftung ihnen unangenehmer oder unverständlicher Ansichten keinen besseren Beweis anführen zu können als die Feststellung, jene Ansichten stammen von kranken Leuten. Wieviele der Menschen sind jedoch gesund? Gesundheit heißt des Lebens wichtigstes Gut; so berichten schon die Lesebücher der Volksschule. Gibt es aber einen Großen der Geschichte jeder Gattung, den die Medizin von allen Leiden frei zu sprechen imstande wäre? Dürer, der einzige Dürer, der späte Meister der Melancholie und der Apostel, zeichnete ein Bild seiner nackten Gestalt mit einem gelben Fleck auf dem Unterleib und notierte dazu: „Wo der gelbe Fleck ist, dort tut mir weh". Der totsieche Grabbe schrieb den Hannibal und die Hermannsschlacht. Feuerbach galt den heurigengesunden Wienern als zuwiderer Sonderling, und Marées war in der Führung von Messer und Gabel ungeschickter als ein Kind. Das Liebesleben Napoleons oder Friedrichs des Großen als Muster zu betrachten, würde jeder Bürger mit edler Entrüstung von sich weisen. — Krankheit gibt noch keinen Anspruch auf Größe, Gesundheit aber noch weniger Anspruch, den Schulmeister großer Menschen spielen zu dürfen.

*

Wer im Gegenwärtigen genug des menschlich Problematischen findet und unbedingt das vergangene menschlich Problematische verwirft, glaubt wahrscheinlich, daß die menschlichen, innerlichen Probleme einer Zeit stets von dieser restlos gelöst werden, daher mit deren politischen, äußerlichen Formen endgiltig erledigt seien. Nun sinnen wir über gegenwärtige Probleme, nicht um zunächst äußerlichen Formen der Gegenwart (als einer Realität an sich) zu nützen, sondern wir

sinnen über die Rätsel des Menschen, um den Menschen zu nützen, durch die ja jede Gegenwart erst zur Realität wird. Weil aber das Milieu nicht den inneren Wert des Menschen bestimmt, bleibt auch der vergangene Mensch für uns wichtig. Er reagiert unter Umständen und auf Umstände, die oft den Menschen von heute fremd sind. Seine Betrachtung führt deshalb in Gebiete der Seele, die uns sonst kaum zugänglich wären oder überhaupt unbekannt blieben, bereichert und differenziert uns mithin.

*

In jedem von uns ist eine Schleuße zu etwas, das nur ihm sich öffnen kann. Wenn die Finger die Tasten greifen, an deren Druck die Bewegung unseres Seelentores gebunden ist, können Tiefen in uns aufschäumen, deren Nacht wir bislang nicht geahnt haben. In ihren Abgründen spüren wir die Quellen unseres echten Selbst. Für den Mut, zu diesen Quellen hinabzusteigen, sind wir niemals zu alt.

*

Die „Maske" kann angelegt und abgelegt, sie kann gewechselt werden. Ihr Merkmal scheint die Willkür des Trägers. Das unterscheidet sie von der Anpassung. Die ist Maskierung unter dem suggestiven Zwang der Umgebung. Daß die Maske plötzlich abgeworfen zu werden vermag, daß sie ein unbekanntes Gesicht plötzlich freizugeben vermag, macht sie unheimlich. Um sie waltet das Entsetzen vor dem Unberechenbaren und doch Erwarteten; vor der Stille, in welcher sich das Dunkel bewölkter Nächte um die Menschen stellt. Wenn der Gedanke die Natur als bloße Maske deutet, die unvermittelt fallen könnte, wird der Atem der Landschaft zum erstickenden Eishauch. Die Frage der Maske wird dann schließlich zur Frage des Lebens.

Die Erkenntnis der Willkür der Maske erlöst den Betrachtenden von zwei Fragen nicht. Warum wählt der Maskierte eine Maske? Warum wählt er diese Maske?

Dieses quälende Grübeln erblickt in der Maske eine Form, die organisch mit einem Inhalt verbunden scheint, der unbekannt bleibt. Sie rückt dadurch aus dem bewegten Leben, aus der Zeitlichkeit, in welcher Form und Inhalt untrennbar erscheint. Die Maske wirkt erstarrend wie ein Medusenantlitz.

Aengstigt sich nicht häufig der Maskierte mehr als der Beschauer? Fürchtet er nicht den Einfluß äußerer Mächte und schiebt darum deren Maske seinen unzureichenden Kräften vor? Ja, es scheint die gleiche Angst in den unveränderlichen Masken der Primitiven zu stecken, die sie mit allen Zeichen des Schreckens auszustatten suchen, wie in der Verlogenheit und Bosheit, mit welcher schwache Menschen ihr Selbst ummanteln. Die Angst vor dem Anderen. Sei er Nächster, sei er die Natur. Dem „Spiel mit der Lüge" wohnt aber die Gefahr inne, zur wechsellosen „Pflicht zur Lüge" zu werden. Statt die übrigen von sich zu bannen, sich zeitlebens in ihren Kreis zu bannen.

Auch das Tier kennt die Maske. Vielleicht nur jene, die es schützt, und jene, die zur Rache führt. Die Maske der Tücke.

*

Was uns Prophetenstimme dünkt, ist oft ein scharfer Kriegerruf, Gegner auf die Walstatt zu locken.

*

Weh jenen, die als Beamte Denker sind, sie müssen als Denker Beamte bleiben. Wir haben das oft genug erlebt. Die Professoren der Philosophie erkennen den Urgrund ihres Seins in der Konfliktlosigkeit gegen ihre Kaste.

*

Das Talent braucht Leibwäsche. Es bindet sie nach Regeln um den Körper. Das Genie springt im nackten Grotesktanz. Da aber das Talent bürgerlich ist, findet es das Genie shoking und sendet ihm seine Wäschelieferanten auf den Hals.

*

Die Welt erscheint dem Manne als bloße Schale, in der sich sein Gedanke nur gefangen hat. Diese Erkenntnis macht ihn stolz. Daß er aber niemals aus der Schale treten kann, diese Erkenntnis schneidet die Spottfalten um seinen Mund. Besteht des Wissenden Wissen darin, gelassen mit kleinen Kräften jenem zu dienen, was ihm Gegensatz ist, und an dessen Bekämpfung er in früheren Jahren die besten Kräfte gesetzt? Warum lächelt der griechische Gott, der in der Sonne wohnt, Apollon, stets spöttisch?

*

Solcher ist der Gang des Künstlers und jener der Kunst: Der Künstler malt zuerst alles, was ihm über den Weg läuft. Dann malt er jenes, was ihn anspricht. Er hat ein Motiv gefunden. Schließlich malt er nur sich, während die Zeit meint, er male das, was sie ihm in den Weg schicke.

Solcher ist der Gang des Menschen: Er plauscht zuerst. Später findet er ein Symbol. Er redet vom Symbol und er tut wegen des Symbols. Er klammert sich an eine platonische Hälfte. Den Freund, die Geliebte; seien diese in Menschen, seien sie in Dingen verkörpert. Endlich wird der Mensch selbst Symbol. Er redet sich. Er tut sich.

Wenige Menschen und Künstler kommen über die erste Stufe, nur einzelne über die zweite.

*

Jeder Mensch lebt das menschliche Geschlecht wieder. So meinte ich einst; nun setze ich hinzu: alle in ihrer animalischen Reflextätigkeit, die meisten in ihrem physischen Wachstum, Versprengte in ihrem geistigen.

*

Die Majestät des Gebirges bedingen nicht nur die eisumpanzerten Spitzen, auch die unzugänglichen Klüfte zwischen den Bergen. Wären der Mensch und die Menschen von allen „Sünden" gereinigt, hätten sie auch alle Herrlichkeiten hingegeben. Die zeugende Gewalt ist nicht gut

und nicht böse. Gut und böse sind in ihr zu einziger Axt geschweißt, welche verknöcherte Formen zerschmettert.

*

Die Menschen können hinter die Fläche der Dinge nicht dringen. Warum werden sie immer wieder verlockt, solches zu tun? Suchen sie in den Dingen den Mund der Stimme, die zwischen ihre Empfindungen oder Gedanken klagend oder drohend ruft? Der Verführer ist schon der Tastsinn. Er zerstört den Teppich der Augen und macht daraus eine Plastik.

Wenn die Menschen einander Freunde werden, wenn sie einander Geliebte werden, wenn der Zeugende von der Empfangenden umklammert wird — immer suchen sie die Hand zu den Schriftzügen, die sie in ihrer Seele lesen und von denen sie nicht wissen, wer sie schrieb.

Ist die Natur anderes als eine Uebereinkunft? Einer nannte sie eine erste Gewohnheit. Können wir uns nicht Menschen von solcher geistigen und leiblichen Selbständigkeit einbilden, daß sie das Haus, dem wir ausweichen müssen, das über uns seinen Schatten wirft, das uns mit seinen lärmenden Bewohnern belästigt, gar nicht wahrnehmen? Sie brauchen deshalb nicht durch seine Mauern zu schreiten. Uns mag es immerhin scheinen, sie wichen dem Hause aus; sie selbst aber gehen ruhig gerade weiter, denn für sie ist kein Hindernis vorhanden. Die Menschen wirken ungleichartig aufeinander, warum sollen die Dinge gleichartig auf die Menschen wirken?

Auch der Mystiker und der Künstler greifen nicht hinter den Schein der Dinge. Jener legt deren Fläche in sein Inneres und dieser legt sein Inneres an deren Fläche. Der Mystiker frägt, während er schöpft, und sein Ergebnis ist eine Antwort. Er bereitet dem Dogma den Weg. Der Künstler antwortet, antwortet sich, während er schöpft; sein Ergebnis, das Werk, ist eine Frage.

*

Dem Selbstigen, der sein Ich dehnen und reifen will, wird der Vorwurf des Egoismus gemacht. Der Egoist aber (in der gebräuchlichen Wortbedeutung) erlebt nicht die Erscheinung, sich in ihr bewußt zu werden; er nutzt sie, sich Vorteile in der Gesellschaft zu ergattern. Der Egoist kümmert sich nicht um sein wirkliches Selbst, er kümmert sich nur um seine Beziehungen zu den übrigen. Zertrümmert sich der Persönliche immer wieder, um aus den Scherben ein Neuer zu werden, sorgt der Egoist ängstlich sich zu erhalten. Das eine allerdings besteht: der Persönliche holt sich oft aus den anderen, was sein Eigen ist oder was er sein Eigen glaubt. Was daher um ihn herum nicht ebenfalls persönlich ist, scheint nur vorhanden, ihm Gefolge zu sein. Ein starres Herrschaftsverhältnis indes wünscht er weder, noch könnte es ihn befriedigen. Schließlich erkennt er, daß er von dem Lebendigen um sich, gegen welches er zur Selbstbehauptung streitet, nur ein Teil ist. Diese Erkenntnis, sein Selbst in dem des Anderen wiederzufinden, verwirrt ihn anfänglich, trübt sein Denken und Tun, erhebt es jedoch am Ende in sonnige Klarheit.

*

Ich bemühte mich lange, zwischen Egoismus und Selbstheit zu unterscheiden. Das war eine Schwäche. Ich konnte mich von der durch das Wort gegebenen Einteilung nicht befreien. Ist der Egoismus in der Tat so etwas Schreckliches? Es kommt auf das Ego vor dem ismus an; ob dieses Ego Welt oder Wanze ist.

*

Wir sind überzeugt, daß im materiellen Teile des Lebens mit anderen unablässige Nächstenliebe ebenso zum Ruine führe wie unablässige Eigennützigkeit. Wieso dürfen wir es dann wagen, gerade im geistigen Sein unbedingte Entäußerung der eigenen Seele zu verlangen?

*

Den Menschen des Anfangs und des Endes versagt das Wort. Es bleibt ihnen nur die Musik, der Klang des Wortes. Die Musik ist die Sprache dessen, der noch lallt, und dessen, der den Glauben an die Wörter verloren hat.

*

Warum werden die Menschen die Diener ihrer Gleichnisse?

Einem klugen Mann, der aber mehr als fünfunddreißig Jahre hatte, begegnete der Spruch: „Sieh, es ist Sommerszeit; die Tage werden kürzer". Er wurde grüblerisch und verließ die Entwürfe, mit deren Gestaltung er sich noch vor kurzem getragen, für immer. Was wäre in dem Manne vorgegangen, wenn er die Bemerkung gelesen hätte: „Der Mensch ist der größten Werke alsdann fähig, wenn seine Geisteskräfte schon wieder abnehmen, so wie es im Juli und um zwei Uhr des Nachmittags, da die Sonne schon wieder zurückweicht und sinkt, heißer ist als im Juni und um zwölf Uhr."

Gegen das Zitat gibt es nur ein Mittel — den Hieb. Wer das Zitat nicht erschlägt, wird von ihm erschlagen.

*

Die Abendländer, die zu ihren Gespielinnen, den Blumen, und zu ihren Freunden, den Steinen, zu ihren Geschwistern, den Vögeln, zu ihrer Schwester, der Sonne, und zu ihrem Bruder, dem Feuer, wollten, mußten ihren Leib kasteien. Den Leib, welcher dem Chinesen, der die Blume hinter dem Ohr des Morgens sein Zimmervögelchen im Bauer spazieren trägt, der „Edelstein" ist. Der Abendländer muß sich zerstören, damit aus seinem Glutenwirbel die weiche Wärme des Zephirs wird. Franz von Assisi mußte die Blitze seines Gewitters in sich selbst stoßen, um, sterbend, am Himmel der Menschen zum sanften Abendleuchten zu werden. Der Künstler der Renaissance liebt die Blume und das Tier wie der Chinese, aber die Blätter und Haare und

Blüten und Augen seiner Bilder stechen. Gespenster stecken unerlöst in ihnen. Und die Meister flohen entsetzt die eigenen Werke.

*

Ein wie armseliges Spiel der Nerven ist doch der Mensch. Ich kenne einen, der früher als stolzer Zweifler Gott, ja die Welt als bloß ich-liches Spiel und Gesetz formulierte, später aber, da die Arbeit der Anstrengung des Hirns seine Nerven zerrüttet hatte, sich vor Gespenstern und Geistern zu entsetzen begann. Er ließ in der Nacht das Licht brennen und lag schlaflos, schweißbedeckt im Bette. Er beugte sich vor den Zuckungen und Gaukeleien seiner Nerven als vor objektiven außer-ich-lichen Wesenheiten. Und doch, wie groß war der Mann, den ich meine, auch in diesem Zustand seines Körpers! Er grübelte nicht nur über die Phantasien, die ihn quälten; er gestaltete sie zu Werken und reifte sich selbst durch diese Werke über sein Leiden hinaus. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß die Gebildeten in ihren Zeitungen den Dornenweg dieses Mannes mit Spott und Gelächter als altersschwaches Getorkel schmähten. Solange, bis der Mann in Mode kam.

*

Ich spreche zu mir:

Hat es Sinn an Erscheinungen zu zweifeln, deren Gewißheit unser Leben bedingen? Warum grübelst Du? Wenn Dir die Gewißheit des morgigen Tages eine Chimäre ist, muß Dich das Leben nicht selbst Chimäre dünken? Hüte Dich, nicht in dem Schluß zu enden: „Ich zweifle, bin ich also?“

Es gibt Gewohnheiten, von denen wir nicht lassen können, ohne vom Leben zu lassen. Keiner noch hat bewiesen, daß wir eines Tages sterben müssen. Aber versuche es, diesen Glauben zu bezweifeln, und die Angst vor Deinen eigenen Worten wird schließlich Deinen Geist zerrütten.

*

Sind Menschen, die einander gleichen, die Trümmer eines einzigen Geistes, der nicht genug Kraft besaß, sich einen einzigen Körper zu bauen? Ergänzen sich ähnliche Geschwister nicht wechselseitig? Haftet nicht jedem von ihnen eine gewisse Unselbständigkeit an, welche erst behoben wird, wenn sie ihre Kräfte vereinen? Freilich können auf den ersten Blick in allem und jedem scheinbar ähnliche Menschen sich dennoch in bestimmten geistigen oder leiblichen Funktionen unterscheiden, deren einseitige Ausbildung ihnen individuelle Unabhängigkeit verschafft. Doch es gehört Geduld und Unerschrockenheit dazu, gegen die Stimme des Blutes zu handeln.

Wie aber ist es möglich, daß Menschen, die ganz und gar nicht verwandt sind, vielleicht aus Familien verschiedener Erdteile stammen, trotzdem einander bis ins Einzelnste gleichen? Hat das Bewußtsein von solchen die Ahnung des Zweiten? Begleitet dessen Existenz ihre Handlungen und Träume wie der Schatten den Gegenstand?

Es gibt viele Menschen, die selbst nicht Einheit und doch mehr als Teil einer Menge sind. Durch ihre Gedanken tönt alsdann das Leben des Unbekannten, der ihre Ergänzung ist, gleich dem Läuten einer verborgenen Glocke. Bald in zitternden Klängen, bald in dröhnenden Schlägen.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Die Trenkwalder. „Die kleine ländliche Welt, die Karl Schönherr in seiner Komödie ‚Die Trenkwalder' vor uns aufschließt": so beginnt eine Besprechung dieses Stückes von Raoul Auernheimer. Es ist merkwürdig, wie dieser Feuilletonist, dessen Wesen und Vorstellungskraft gewiß überall eher zu Hause sind als in der Natur der Landschaft und der des Bauern, über das Ländliche und Bäurische mit Kennermiene zu urteilen weiß.

Schon bei „Glaube und Heimat“ war mir das aufgefallen; doch konnte man bei diesem Stück, das in vergangener Zeit spielt, eine Bewertung von solcher Seite eher noch gelten lassen. Zu dem neuen aber, einer Bauernkomödie der Gegenwart, will das Vertrauttun des Raoul Auernheimer mit dem Ländlichen und Bäurischen in keiner Weise passen. Denn es sieht grotesk aus, wenn ein routinierter Plauderer von ausgesprochen galanter Art nun auch als Bewerter des Liebeslebens klotziger Bergbauern, scheinbar mit derselben Routine, auftritt. Solche Allerwelts-Kennerschaft bringt nur Halbweltlichkeiten in das Reden über erotische Dinge. Auch zeigt sich wieder, daß der bloße Intellekt, wenn er Liebesdinge berührt und dabei noch überlegen tut, etwas Unsauberes ist. Das trifft besonders für jene Stelle der Besprechung zu, die über den Bauern Martin (nachdem er von der ehelichen Untreue seiner Mutter erfahren hat) Folgendes verlautbart: „Martin, der das Herz am rechten Fleck hat und als ein Bauer über natürliche Dinge natürlich denkt, verzeiht als erster unter den Söhnen der Mutter.“ Denn abgesehen davon, daß von Seite der Söhne hier nichts zu verzeihen ist, daß dieses Verzeihen demnach nicht dartut, daß Martin das Herz am rechten Fleck hat, ist das Betrügen in der Ehe nicht ein gar so natürliches Ding. (Die Ehe als Satzung freilich auch nicht; natürlich wäre nur das Lieben.) Das Natürliche ist nun zwar nicht moralisch, kennt jedoch (vielleicht gerade deshalb) den Betrug nicht und erkennt keine Lage an, die ihn notwendig macht. Wenn man sich jedoch schon Ehe und Moral eingetan hat, mag man sehen, wie man damit fertig wird. Aber ohne zu betrügen! Das zu zeigen, kann — wenn man schon will — allerdings Sache des Dichters sein, und darüber reden und urteilen kann auch der Kritiker. Aber weder der eine noch der andere darf den Ausweg des Betruges als *natürlich* hinstellen. Denn „natürlich“ hört

sich in solchem Falle auch als „moralisch" an, als Bezeichnung einer Beschaffenheit, die von der allgemeinen Moral bereits sanktioniert ist. Es ergäbe eine Moral, die gleicherweise für die Ehe wie für das Betrügen in der Ehe taugt. Gründlicher könnte man an einem Vorwurf nicht scheitern, vorausgesetzt, daß man sich nicht als Interpret des Konventionellen fühlt. Als solcher ist man jedoch kein Dichter mehr, da der Dichter, um Natürliches geben zu können, als Interpret seiner Natur mit seinen Kräften diesem Sein zu dienen hat, und nicht bloß der Scheinwelt des Objekts. Denn das Konventionelle ist nur das Wrack der Natürlichkeit; es für das Natürliche ansehen, hieße, dem Scheine erliegen.

Darum ist — dem nach, was dieser Herr Auernheimer über das Stück vorbringt — fast anzunehmen, daß ein Scheitern in dichterischer Hinsicht vorliegt. Schönherr stolperte wohl über den Vorwurf aus Mangel an schöpferischer Kraft. So beherrscht die Begebenheiten eine völlig konventionelle Sphäre anstatt der Wesenssphäre des Dichters. Und dem Kritiker mag es ein Leichtes gewesen sein, an solchem Scheitern sein Anpassungsvermögen zu erweisen. Es macht mich glauben, daß in dieser Bauernkomödie eine, wenn auch nicht saubere, so doch alltäglichste Liebeswäsche gewaschen wird, und daß dabei nur durch Verlegung des Schauplatzes der Handlung in eine Gebirgsgegend eine Höhenluft vorgetäuscht wird. (Wenn ich mich so geringschätzig ausdrücke, ist es, weil man das Angebot von derlei abgestandenem Liebeskram nachgerade satt bekommt, und weil einer, der dichterische Ansprüche erhebt, solches Zeug nicht verabreichen sollte.) Die ganze Geschichte nämlich könnte sich ebenso gut in einem beliebigen Vororte Wiens abspielen. Das macht mich weiters glauben, daß der Dialekt hier wirklich die Krücke ist (wie Karl Kraus von den „Nachkommen Anzengrubers" längst aussagte), daran sich das

Stück aufrecht hält. Denn ein Dichter hat sich doch immer, auch im geringsten Vorwurf, als ein mehr oder weniger erschlossener Mensch zu zeigen, der in der Darstellung anbringt, was er in sich trägt. Schönherr jedoch, so scheint es, erweist sich als ein notgedrungen Verschlossener, der nur darzustellen weiß, was die Menschen so an sich haben, daß es auch von der Allgemeinheit wahrgenommen wird. Ein solcher Mangel an dichterischer Eigenkraft entzieht ihm aber den Anspruch, als ein selbständiger Dichter zu gelten, und macht ihn zum Nachkommen; — im vorliegenden Falle, in Hinsicht auf Milieu und Vorwurf dieser Komödie, zum Nachkommen Anzengrubers. Dieser Annahme steht auch nicht der Umstand entgegen, daß der Dramatiker Schönherr Ibsen als sein Vorbild bezeichnet, da das Ablernen einer äußerlichen Technik nie das Entscheidende ist.

Und so denke ich, daß weder „der Dichter von Glaube und Heimat", noch weniger aber der Dichter der „Erde" und der „Bildschnitzer" „älter, reifer und reicher" geworden ist, sondern nur älter, dürrer und ärmer. Und es ist mir begreiflich, daß seine Bauern nun „mit den sparsamsten Mitteln" dargestellt sind, insoweit er überhaupt noch mit nur eigenen Mitteln darstellt. Wenn aber seine Sprache besonders „rauh und abgerissen" klingt und „im Dialog die Hilfszeitwörter so häufig unterdrückt", also immer klotziger wird, ist man beinahe versucht zu glauben, daß sozusagen ein falsches Schnauben den echten Atem ersetzen soll; denn in Wirklichkeit sind die Bauern in ihrer Ausdrucksweise nicht klotziger geworden. Darum mögen auch die gepriesenen Vorzüge des Stückes, die keine Vorzüge sind, mehr der Gunst der Presse zu verdanken sein, die wohl kein lebender Dichter ungestraft genießt. Und beinahe möchte ich meinen, daß der Dichter Schönherr schon ernstlich geschädigt ist, wenn in seiner Darstellung „jeder Schluck Wasser eine symbolische Bedeutung gewinnt" und diese

Bedeutung, dem Bericht des Kritikers nach, in folgendem Geschehen sich kundgibt: Der Bauer Martin jagt Annemarie, sein eben ihm angetrautes Weib, zur Tür hinaus, da er von ihr erfährt, daß sie bereits von seinem Bruder (der Geistlicher wird) schwanger sei. Der nächste Tagesanbruch nun versetzt uns in Bergeinsamkeit, zu einem Kirchlein und einer Quelle. Dort erwacht Martin bei Sonnenaufgang „und findet die weinende Annemarie, die, vom Jungfernbund verfolgt und justifiziert . . . sich zur Kapelle geflüchtet hat. Da verzeiht er ihr . . . rasch und gründlich, als ein Bauer". Und schluckt das Unrecht hinunter, „nachdem er wiederholt den aufsteigenden Ekel durch einen Trunk aus der Quelle hinuntergeschwemmt hat". Wie Martin dann doch immer wieder auf die Sache zurückkommt, „mahnt ihn Annemarie: ‚Martin! Nimm noch einen Schluck!' und er darauf: ‚Dreiteufel! Ich hab schon einen ganzen Wasserbauch!'" Ein peinlicher Humor! Das Findige des Autors scheint sich hier darin zu erschöpfen, daß er einem höchst banalen Geschehen einen Hochgebirgshintergrund stellte, mit Sonnenaufgang, einem Kirchlein, einer Quelle und ähnlichem Zubehör. Wobei es nicht für den Dichter spricht, daß der Trunk aus reinem Quell zu solcher Lösung gleichsam die Kraft geben soll, da die Lösung doch so vorteilhaft und bequem ist, daß die Kraft gar nicht in Wirksamkeit tritt. Mich möchte überhaupt bedünken, daß für solche Lösung ein einsames Wirtshaus besser entspräche als ein einsames Kirchlein, beginnende Nacht besser als beginnender Tag, und Wein besser als Wasser. Dann könnte Martin seinen Humor freilich nicht so los werden. Aber er könnte bemerken: „Dreiteufel! Ich hab' schon mehr als die Bettschwere!" Was der Situation und der Tiefe dieses Humors besser entspräche. Denn wo ein Dichter dem Trunk aus einem Quell symbolische Bedeutung geben will, muß er imstande sein, durch den Trunk eine bessere Wirkung aus-

zulösen, Eigenschaften des Quells: etwa Klarheit, Ursprünglichkeit. Dann müßte aber auch mehr das Natürliche zur Tat kommen und nicht das Konventionellste. Dann hätte Martin, wenigstens Annemarie gegenüber, keinen Ekel hinunterzuschwemmen und wenig zu verzeihen. Denn, daß Ekel da ist, setzt voraus, daß etwas Schmutziges getan wurde, und die gründliche Verzeihung eine gründliche Schuld. Weder das eine noch das andere trifft zu. Annemarie hat nur getan, was sie jetzt wieder und sogar als Pflicht tun soll, hat es früher vielleicht unter reineren Umständen getan; denn jetzt empfängt und genießt sie mit der Liebe auch den Vorteil. Und ein Mädchen, das sich noch an Niemanden gebunden hat, betrügt nur sich selber, wenn es einem Manne zu Willen ist, ohne die Kraft zu haben, auch die Folgen auf sich zu nehmen. Mit solcher Einsicht und einer sich daran knüpfenden Lösung hätte der Humor Martins, so gewaltig er sich auch geberdet, freilich wenig anzufangen gewußt; aber die Lösung hätte möglicherweise das Sicherschließen eines Menschen mit sich gebracht. Die schroffste Zurückweisung jedoch muß dem Kritiker zuteil werden, der, von einer solchen Komödie herkommend, dem Verfasser noch nachrühmt: „. . . wenn schon verglichen werden soll, so möchte man ihn weit eher einen Segantini der Bühne nennen. Wie in den Bildern des großen Malers, so weht auch durch die Dramen Schönherrs eine wirkliche Hochgebirgsluft.“ Gewiß hat Schönherr auch Besseres gegeben, aber mit Segantinis schöpferischem Schaffen hatte er nie etwas gemein. Bauernluft, auch wo sie echt ist, ist noch nicht Hochgebirgsluft. Und wenn Herr Raoul Auernheimer diese nur einmal zu fühlen bekäme, so wie sie aus den letzten Bildern Segantinis weht, er könnte nicht mehr seine Feuilletons schreiben; denn er müßte ein völlig anderer geworden sein.

Nago, im Dezember 1913.

Winternacht / von Georg Trakl

Es ist Schnee gefallen. Nach Mitternacht verläßt du betrunken von purpurnem Wein den dunklen Bezirk der Menschen, die rote Flamme ihres Herdes. O die Finsternis!

Schwarzer Frost. Die Erde ist hart, nach Bitterem schmeckt die Luft. Deine Sterne schließen sich zu bösen Zeichen.

Mit versteinerten Schritten stampfst du am Bahndamm hin, mit runden Augen, wie ein Soldat, der eine schwarze Schanze stürmt. Avanti!

Bitterer Schnee und Mond!

Ein roter Wolf, den ein Engel würgt. Deine Beine klirren schreitend wie blaues Eis und ein Lächeln voll Trauer und Hochmut hat dein Antlitz versteinert und die Stirne erbleicht vor der Wollust des Frostes;

oder sie neigt sich schweigend über den Schlaf eines Wächters, der in seiner hölzernen Hütte hinsank.

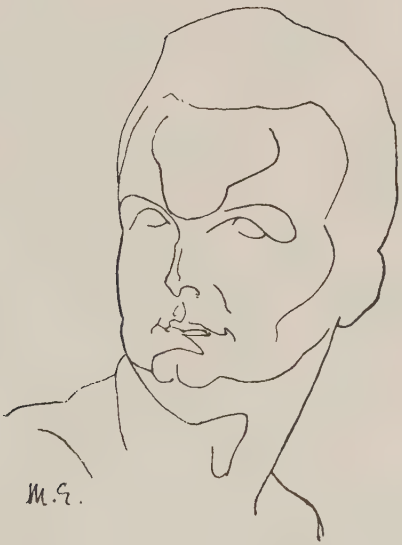
Frost und Rauch. Ein weißes Sternenhemd verbrennt die tragenden Schultern und Gottes Geier zerfleischen dein metallenes Herz.

O der steinerne Hügel. Stille schmilzt und vergessen der kühle Leib im silbernen Schnee hin.

Schwarz ist der Schlaf. Das Ohr folgt lange den Pfaden der Sterne im Eis.

Beim Erwachen klangen die Glocken im Dorf. Aus dem östlichen Tor trat silbern der rosige Tag.

(gez. von Max v. Esterle)



Robert Michel

Vorlesung von Robert Michel und Georg Trakl

Über den letzten Brenner-Abend, an dem Robert Michel und Georg Trakl aus eigenen Werken lasen, haben zwei Zeitungen berichtet. In den „Innsbrucker illustr. Neuesten Nachrichten" ist neben einem kurzen Referat, das den Abend als ein literarisches Ereignis vermerkt, eine Studie über Robert Michel von J. G. Oberkofler erschienen, aus der sich das Folgende entnehmen läßt:

„. . . Michels kühle und doch so feine Beobachtungsgabe, die tiefer als an die Oberfläche der Erscheinungen rührt, sein liebevolles Verständnis für alle Dinge, die zum Menschen irgendwie in Beziehung stehen, sein inniges Sichversenken in seelische Vorgänge der schlichtesten wie der kompliziertesten Art, entblößt und ordnet das Gewirr dunkler Fäden, die Mensch und Natur verknüpfen. So entsteht jene Welt eigenartig empfundener Gestalten, deren Leben uns mitunter seltsam, immer aber anziehend berührt. Denn diese Menschen bergen in all ihrer Besonderheit und scheinbaren Fremdheit ein Stück unseres eigenen Lebens. An ihrer Gestaltung erweist sich die Fähigkeit ihres Schöpfers, aus dem Alltäglichen sowohl wie aus dem Ungewöhnlichen ein Allgemein-Menschliches und Allgemein-Gültiges wittern und darstellen zu können. Die Unmittelbarkeit ihrer Wirkung mag vornehmlich darin begründet sein, daß die meisten dieser Gestalten — so absonderlich und skurril bisweilen auch die Regungen sind, von denen sie heimgesucht werden — primitiv und ursprünglich in ihrem Denken und Fühlen sind. Aus demselben Grunde ist auch Michels Stil und seine Darstellungsweise, so leidenschaftslos, ja fast trocken er sich äußert, merkwürdig suggestiv und überzeugend. Die Einfachheit und Sachlichkeit dieses Stils, der kein Schmuckbedürfnis, keine Mätzchen kennt, ist stets Ausdruck einer Begabung, nie Ausdruck einer durch Metier erworbenen Fertigkeit. Stil und Stoff durchdringen und verdichten sich zum Abbild einer Wahrheit, die mit der Einfalt eines Naturkindes zum Miterleben einlädt — nicht einlädt, sondern mit sanfter und befreiender Gewalt zwingt . . . Sehen wir sie nur an, diese Hirten und armen Leute, unter ihren Lumpen und Schaffellen pocht und hämmert ein starkes Herz; da ist ein ungehobener Schatz von

Reichtum; da sind recht ursprüngliche und naturhafte Dinge, daß wir sinnend davor verweilen. Wir sehen viel Elend und Not, viel Ergebenheit und Geduld, viel Frohheit und Glück; wir werden hinabgeführt in dunkle, dämonische Tiefen; es spinnt sich ein wirres Netz um Stirn und Schläfen; wir sind erschüttert, aber nicht trost- und hoffnungslos zerwühlt, denn die milde, gute Hand, die uns führt, verläßt uns nicht. Dieser Hand können wir vertrauen, denn sie ist die eines Gefährten, nicht die eines Verwegenen, der uns durch Lüge und Blendwerk schleppt . . . Michel ist ein starker Lebensbejaher, ein wahrer Optimist, trotzdem es oft den Anschein haben möchte, als sei das Gegenteil der Fall. Seine Menschen sind noch fähig zur Leidenschaft, zu Liebe und zu Haß; sie können recht schweres und dumpfes Leid ertragen; sie sind nicht hilflos und armselig; sie bauen auf sich, sie vertrauen sich ihrer eigenen Stärke an und sind doch nicht so gottverlassen, sich nicht willig einem Geschick zu beugen, das über ihnen ist. Und manchmal quillt aus all dem ein Humor auf, der ernst und innig seine kleine Welt besinnt... In der Tat auch: diese Welt scheint klein und begrenzt. Ist es aber nicht. Denn nicht Gestaltenfülle, nicht Buntheit der Begebenheiten an sich vermögen eine Welt zu spiegeln, sondern einzig die Fähigkeit des Sichtenden, Grund und Eigenart des Geschauten zu erfassen und aus dem bewegten Allerlei der äußeren Geschehnisse mit ordnender und bildender Hand zu heben, was nach festem Bestand in geschlossener Form verlangt. Bei Robert Michel ist diese Hand zu spüren. Und daß er es versteht, seinen Gebilden jenes eigentümlich ruhige und doch in allen Fasern vibrierende Leben einzuhauchen, das dem Genießenden die Sinne anregt und seine Nerven in Schwingung versetzt, macht jene Stärke seiner Begabung aus, die uns gefangen nimmt und die uns — innerlich gepackt, doch nicht zermürbt — mit einer nicht selten unbarmherzigen, aber im Grunde stets herzhaft gefaßten Gebärde entläßt . . ."

Wesentlich schwieriger, ja fast aussichtslos mußte von vornherein die Aufgabe erscheinen, im engen Rahmen einer Berichterstattung über die Vorlesung Georg Trakls, der mit besonderer Spannung entgegengesehen worden war, ein Urteil von einigem Belang zu fällen. Und doch ließ

sich im „Allgemeinen Tiroler Anzeiger“ die Stimme eines Kritikers vernehmen, der bei dem Versuch, einem persönlichen Eindruck die Form einer objektiven Würdigung zu geben, seine Empfänglichkeit für die Bedeutung des Dichters in folgenden Sätzen erweist:

„Aus Trakls Darbietungen spricht die überzeugende Kraft einer eigenartigen Persönlichkeit des Geistes. Der Dichter las leider etwas zu schwach, wie von Verborgenheiten heraus, aus Vergangenheiten oder Zukünften, und erst später konnte man in dem monotonen gebethaften Insichsprechen dieses schon äußerlich ganz eigenartigen Menschen Worte und Sätze, dann Bilder und Rhythmen erkennen, die das Gefüge seiner Dichtung bilden. Alles wird Bild und Gleichnis in ihm, tauscht sich in seiner Seele zu andern Ausdrucksmöglichkeiten um, die dann den Menschen von heute noch nicht liegen, aber doch so überzeugend gebracht werden, daß man ihre Möglichkeit glaubt. Allerdings, wann dieses Dichters Zeit gekommen sein wird? Denn ein Dichter ist dieser stille, alles in sich umtauschende Mensch gewiß, davon zeugt jedes seiner Gedichte, die wie Offenbarungen wirken...“

Da im übrigen die Dichtungen Trakls einen lebendigen Bestandteil dieser Zeitschrift bilden und das, was dunkel und was licht in ihnen erscheint, sich im Ausdruck ihrer eigenen Tiefe am bedeutungsvollsten spiegelt, so dürfte es sich geziemen, den Versuch einer eingehenderen Würdigung des Dichters einem späteren Zeitpunkt vorzubehalten.

F.

FÜNFTER BRENNER-ABEND
Mittwoch den 14. Jänner / abends
halb 8 Uhr im Musikvereinssaal
Innsbruck / Museumstrasse 17a

VORLESUNG

KARL KRAUS

AUS EIGENEN SCHRIFTEN

*

Karten zu K 3.50, 3, 2, 150. und
80 Heller in der Wagnerschen
k.k. Universitäts-Buchhandlung
Eröffnung d. Abendkasse 7 Uhr

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il ‚Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.